# Editorial des Gastherausgebers

*Daniel Schulz*[*]

Pierre Rosanvallons Beitrag zur Demokratietheorie wird in der politikwissenschaftlichen Diskussion hierzulande erst langsam wahrgenommen, auch weil sein umfangreiches Werk bislang nur teilweise ins Deutsche übersetzt wurde. Dabei handelt es sich doch um einen Autor, der politische Theorie und Ideengeschichte auf äußerst produktive Weise miteinander verbindet: Ausgehend von zentralen Kategorien seines Lehrers Claude Lefort hat Rosanvallon in den letzten Jahrzehnten grundlegende Überlegungen zum Begriff des Volkes, zur Form der politischen Repräsentation, zum Wahlrecht und zur Idee der Gleichheit vorgelegt, in denen die demokratietheoretische Begriffsreflexion am konkreten historischen Beispiel Frankreichs entwickelt wird. Diese Verbindung von theoretischer Begriffsarbeit und historischer Anschauung weist für die politische Theorie und die Demokratietheorie ein hochgradig innovatives Potential auf. Methodisch operiert Rosanvallons Demokratietheorie im Modus der Ideengeschichte und hebt besonders die Spannung von politiktheoretischen Deutungsdiskursen und politischer Praxis hervor. Die Frage, wie politische Ordnungsvorstellungen in institutionelle Arrangements übersetzt und wie diese institutionellen Strukturen wiederum politisch gedeutet werden, läuft wie ein roter Faden durch sein umfangreiches Werk.

Demokratietheoretisch hat er sich ebenso gegen prozeduralistisch ausgedünnte wie gegen populistische Demokratiemodelle positioniert: Vielmehr setzt Rosanvallon auf eine „komplexe Souveränität", die den Prozess demokratischer Willensbildung als fragmentiertes Ensemble unterschiedlicher Raum- und Zeitstrukturen beschreibt. Sein symbolischer Repräsentationsbegriff verarbeitet die Spannung zwischen den demokratischen Einheitssemantiken und der sozialen Vielfalt politischer Akteure und Gruppen. Das Ergebnis könnte man einen liberalen Republikanismus nennen: Die realistische Beschreibung von politischen Vetospielerpositionen in der „Gegendemokratie" (im französischen Original „contre-démocratie"), in der sich der demokratische Gestaltungsanspruch einer Vielzahl von Verhinderungsmächten gegenüber sieht, bleibt gekoppelt an ein politisches Projekt der Selbstgesetzgebung, in dem die Bürgergesellschaft im Mittelpunkt demokratischer Legitimität steht.

* PD Dr. Daniel Schulz, LMU München
Kontakt: daniel.Schulz@gsi.uni-muenchen.de

Das vorliegende Themenheft der *Zeitschrift für Politische Theorie* soll dazu dienen, Pierre Rosanvallons Werk in der deutschsprachigen Politikwissenschaft bekannter zu machen und seine Thesen kritisch vergleichend zu diskutieren. Den im engeren Sinne inhaltlichen Auseinandersetzungen ist dabei ein Beitrag vorgeschaltet, in dem der in Havard lehrende Rechtshistoriker *Samuel Moyn* die Rezeptionshindernisse aufzeigt, die Rosanvallon im englischsprachigen Raum begegnet sind. Bei allen spezifischen Unterschieden zeigt sich hier doch eine Rezeptionslogik, die mit derjenigen des deutschsprachigen Raumes vergleichbar ist: Bei der amerikanischen Rezeption der *French Theory* ebenso wie in der deutschsprachigen politischen Theorie galt lange Zeit ein Überbietungsgestus, mit dem Philosophie und Sozialwissenschaft zuverlässig ihren Bedarf an *radical chic* gedeckt haben (Felsch 2015). Rosanvallons Erkenntnisinteresse einer komplexen Verbindung von Demokratie und Repräsentation in Gestalt einer modernen Mischverfassung sperrt sich jedoch gegen solche Pointierungen. Für die deutsche Rezeption kommt dabei noch hinzu, dass die französischen Nachbarn oftmals erst aus den maßgeblichen amerikanischen Diskursen für Deutschland an Interesse gewonnen haben. Der Hin- und Rückweg über den Atlantik scheint oftmals kürzer als der direkte Weg über den Rhein. Moyn zeigt in seiner Skizze der Rezeptionsetappen Rosanvallons in den USA zudem, dass sein Werk den üblichen Erwartungshaltungen gegenüber französischen Theorieerzeugnissen in mancherlei Hinsicht widerspricht. Die Öffnung des republikanischen Paradigmas durch die Rekonstruktion der eigenen liberalen Traditionen, die Rosanvallon für Frankreich betrieben hat, mag in der Tat dort nicht auf das größte Interesse stoßen, wo das Problem einer hegemonial verkrusteten republikanischen Tradition kaum besteht. Allerdings zeigt sich über diese spezifisch französischen Anliegen hinaus, dass die Perspektive einer gegenseitigen demokratietheoretischen Befruchtung liberaler und republikanischer Ansätze, wie sie Rosanvallon mit Hilfe des französischen ideengeschichtlichen Archives unternimmt, durchaus zahlreiche Anknüpfungspunkte zu einem englischsprachigen Diskurs der politischen Theorie aufzuweisen hat, dem hierzulande das Label „international" immer noch erfolgreich in Alleinvertretung zugeschrieben wird. Mehr noch: Die demokratietheoretische Diskussion darf sich von der spezifischen Verknüpfung konzeptionell-theoretischer Begriffsarbeit und historischer Kontextualisierung eine Horizonterweiterung erwarten, die durch den alleinigen Fokus auf die USA und die Bundesrepublik nicht möglich wäre.

Die ideengeschichtliche Seite des Werkes von Rosanvallon beleuchtet der Beitrag von *Michel Dormal*. Er demonstriert die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu den Ansätzen der Cambridge School und zur Begriffsgeschichte Kosellecks – beiden ist Rosanvallon eng verbunden, geht mit der genuinen Geschichtsschreibung des Politischen aber doch einen ganz eigenen Weg. Gerade der engere Gegenwartsbezug der ideengeschichtlichen Arbeiten Rosanvallons ist daher für die politische Theorie besonders attraktiv, gewinnt die Betrachtung demokratietheoretischer Aporien doch erst an Tiefenschärfe durch ihre historische Genealogie.

Die beiden folgenden Beiträge knüpfen an Rosanvallons Überlegungen zur „Gegen-Demokratie" an, die eine Abkehr vom traditionellen demokratischen Selbstbild einer einheitlichen, sich selbst durch Gesetze bindenden Souveränität des Volkes hin zu einer komplexen Form der Willensbildung beschreibt. Neben die klassischen Topoi des Vertrauens der Bürger und des Gemeinsinns der Repräsentanten tritt nun eine Ordnung mit zahlreichen Vetospielern, unabhängigen Akteuren und nachträglichen Kontroll- und Korrekturinstanzen, in der demokratische Legitimität nicht nur durch die Teilhabe am Gemeinwillen, sondern auch durch die Möglichkeit des Misstrauens und des Einspruches der

Regierten gewahrt bleibt. Zugleich aber wächst auch die populistische Versuchung, den vakant gewordenen Ort der Einheit und der Transparenz allen strukturellen Unmöglichkeiten zum Trotz wieder in Besitz zu nehmen. Anhand der gegenwärtigen Beispiele der Piraten-Partei und der Pegida-Bewegung zeigen *Yves Bizeul* und *Jan Rohgalf*, wie sich Rosanvallons Begriffe zur Analyse dieser gegenwärtigen Entwicklungen einsetzen lassen. *Felix Heidenreich* hingegen kommt nach einer vergleichenden Rekonstruktion der Gegen-Demokratie, die ihn sowohl von alternativen politiktheoretischen Modellen wie der *Monitory-Democracy* von John Keane als auch der „Romantik des Dagegenseins" unterscheidet, zu einer kritischen Einschätzung: Zwar biete Rosanvallons Modell zahlreiche Anstöße, um die demokratische Ordnung der Gegenwart hinreichend komplex auf den Begriff zu bringen. Zugleich aber hätte eine stärkere Berücksichtigung der Rolle von Parteien für die moderne Demokratie ein angemesseneres Bild ergeben, sind doch in Parteien in der Demokratie immer auch schon gegendemokratische Aspekte angelegt.

*Paula Diehl* schließlich greift die drängende Problematik des Populismus in gegenwärtigen Demokratien auf und geht zurück zum Begriff der politischen Repräsentation, der bei Rosanvallon eine zentrale Rolle spielt. Diehl zeigt, warum Repräsentation in einer demokratischen Ordnung niemals als abschließend gelungen beschrieben werden kann, sondern stets ein im Fließen befindlicher Prozess ist. Diesem Prozess sind konstitutive Brüche und Fehlstellen eingeschrieben, die bei Rosanvallon herausgearbeitet werden und die auch für das Verständnis des populistischen Phänomens einschlägig sind.

Den Abschluss des Schwerpunktes bilden eine vom Gastherausgeber erstellte Werkbiographie sowie ein Gespräch, in dem Pierre Rosavallon nicht nur Auskunft über seinen intellektuellen Werdegang gibt, sondern auch seine Begriffsgeschichte des Politischen im Verhältnis zu Quentin Skinner und Reinhart Koselleck verortet. Rosanvallons Werk ist daher für die politische Theorie in zweierlei Hinsicht bedeutsam: Auf einer methodischen Ebene führt er vor Augen, welchen Gewinn die politiktheoretische Verbindung der theoretischen Begriffsreflexion aus einer Verbindung mit der empirisch-historischen Anschauung ziehen kann, ja dass sie genau genommen ihre Deutungs- und Verstehenspotentiale überhaupt erst voll ausschöpft, wenn sie sich auf eine solche Synthese einlässt. Auf einer inhaltlichen Ebene zeigen seine Arbeiten, wie sehr die theoretischen Diskurse über die Fragen der politischen Ordnung und der Demokratie mit den politischen und sozialen Konflikten verbunden sind, auf die sie sich normativ oder beschreibend beziehen. Diese Diskurse sind daher immer auch Teil der Selbstauslegung und des Konfliktes darüber, worin eine demokratische Ordnung eigentlich bestehen soll und wie sie am besten in eine konkrete Praxis zu übersetzen wäre. Es ist dieses Spannungsverhältnis zwischen den diskursiven und den praktischen Aspekten der Demokratie, das immer wieder neue Aporien produziert – diskursiv artikulierte Erwartungen und praktisch-institutionelle Erfahrungen stehen somit in einem gegenseitigen Einflussverhältnis, dessen Reflexion selbst Teil der Demokratie ist. Genau aus diesem Grund ist für Rosanvallon eine demokratische Ordnung nicht ohne ihre eigene Entwicklungsgeschichte zu verstehen – Demokratie ist daher nicht nur eine Regierungsform oder eine besondere gesellschaftliche Ordnung, sondern eben auch die Geschichte der Erfahrungen und Enttäuschungen, die mit ihrer Gründung, ihrer Durchsetzung und ihrer Transformation verbunden sind. Eine Theorie der Demokratie nach Rosanvallon kann daher weder auf eine bloße Funktionsanalyse, noch auf die normative Begründung von Prinzipien reduziert werden, sondern ist ein Medium, in dem die positiven und negativen Erfahrungen mit der demokratischen Ordnung präsent gehalten, verarbeitet, interpretiert und auch transformiert werden.

## Literatur

Felsch, Philipp, 2015: Der lange Sommer der Theorie. Geschichte einer Revolte 1960–1990, München.